

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits folgende Bücher
der Autorin erschienen:*

Die Wanderhure
Die Kastellanin
Das Vermächtnis der Wanderhure
Die Goldhändlerin
Die Kastratin
Die Tatarin
Die Löwin
Die Pilgerin
Die Feuerbraut
Die Tochter der Wanderhure
Aprilgewitter
Juli Regen
Das goldene Ufer
Die Ketzerbraut
Die Rache der Wanderhure
Die Rose von Asturien
Töchter der Sünde

Über die Autorin:

Hinter dem Namen Iny Lorentz verbirgt sich ein Münchner Autoren-
paar, dessen erster historischer Roman *Die Kastratin* die Leser auf An-
hieb begeisterte. *Die Wanderhure* wurde zu einem Millionenerfolg.
Seither folgt Bestseller auf Bestseller, die Iny Lorentz zur erfolgreichsten
deutschen Autorin im Bereich historische Unterhaltung machten und in
zahlreiche Länder verkauft wurden.
Besuchen Sie die Autorin auf ihrer Website www.iny-lorentz.de

Iny Lorentz
Dezembersturm



Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Originalausgabe Oktober 2009

Copyright © 2009 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Fine Art Photographic Library / CORBIS

Richard Jenkins

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50405-5

12 14 15 13 11

Erster Teil



Das Unglück

I.

Die Finger ihres Großvaters bohrten sich in Lores Schulter. Sie stöhnte vor Schmerz auf, hob den Kopf und sah sein bleiches, zornverzerrtes Gesicht über sich. Erschrocken fragte sie sich, womit sie den alten Herrn so sehr verärgert haben mochte. Dann erst bemerkte sie, dass er angestrengt durch das Fenster blickte. Dort teilte ein schnurgerader, scheinbar endlos langer Karrenweg den vom Licht der tiefstehenden Abendsonne beschienenen Forst. In einer halben Stunde würde die Dämmerung den Wald in Schatten tauchen, aber noch war es hell genug, um die stattliche Kutsche des Freiherrn von Trettin auf Trettin zu erkennen, die sich, von vier Pferden gezogen, dem alten Jagdhaus näherte.

Der alte Herr ließ Lores Schulter ebenso überraschend los, wie er sie gepackt hatte, drehte sich um und eilte in sein Zimmer. Bekommen folgte sie ihm und sah, wie er den Gewehrschrank öffnete, eine Doppelflinte herausnahm und sie mit zitternden Händen lud.

»Großvater, tu's bitte nicht!«, flehte sie und vergaß in ihrer Angst ganz, dass sie ihn mit »Euch« hätte anreden müssen. Zu jeder anderen Zeit wäre sie scharf gerügt worden, doch nun starrte der alte Herr auf die Waffe und stellte sie mit einer bedauernden Geste zurück in den Schrank.

»Du hast recht, Lore! Eine Ratte erschlägt man, aber man vergeudet keine Patrone an sie.« Er kehrte zum Fenster zurück und blickte der näher kommenden Kutsche entgegen. Dabei erschien eine scharfe Kerbe über seiner Nase, und er stieß eine leise Verwünschung aus. »Der Kerl will sich wohl mit eigenen Augen überzeugen, ob ich bereits ganz am Boden liege. Aber diesem ehrlosen Lumpen werde ich heimleuchten!«

Wolfhard Nikolaus von Trettin legte sich bereits die Worte zu- recht, die er seinem Neffen an den Kopf werfen wollte, als sein Blick auf Lore fiel. »Ich glaube, es ist besser, du gehst nach Hause. Ottokars Konversation war noch nie amüsant und ist auch nicht für Kinderohren geeignet.«

Lore wollte den alten Herrn schon daran erinnern, dass sie vor vier Wochen ihren fünfzehnten Geburtstag gefeiert hatte und in diesem Alter sich andere Mädchen bereits ihr eigenes Brot verdienen mussten, doch nach einem Blick in sein versteinert wirkendes Gesicht besann sie sich eines Besseren und versuchte ihn auf einem anderen Weg umzustimmen.

»Es ist schon spät, Herr Großvater, und ich werde nicht vor Einbruch der Nacht zu Hause ankommen.«

Der alte Herr schnaubte verärgert. »Hat Elsie dir wieder Schauer- geschichten erzählt und dir Angst vor Waldgeistern gemacht? Aber die gibt es nur in der Phantasie dieser dummen Pute.«

»Nein, Herr Großvater«, versicherte Lore. »Das ist es gewiss nicht!«

Ungeduldig versetzte er ihr einen leichten Stoß. »Mach jetzt, dass du verschwindest! Ottokars Kutsche hält bereits vor der Tür, und ich will nicht, dass er dich hier sieht.«

Lore meinte zwar, sie könne sich ebenso gut auf dem Dachboden oder im Keller verstecken, damit der neue Freiherr auf Trettin sie nicht bemerkte, doch kannte sie ihren Großvater gut genug, um ihm nicht zu widersprechen. Daher knickte sie und verschwand im selben Moment durch die Hintertür, in dem der Besucher von vorne ins Haus kam und breitbeinig in das Zimmer ihres Großvaters trat.

Ottokar Freiherr von Trettin hatte keine Ähnlichkeit mit seinem hochgewachsenen, trotz seines Alters noch stattlichen Onkel. Das, was ihm an Körpergröße fehlte, machte er an Umfang wett und wirkte daher fast so breit wie hoch. Sein rundes Gesicht war

von gesunder Farbe, die kleinen Augen standen eng zusammen, und die Nase glich einer Kartoffel. Seine schwindende braune Haartracht wurde von einem Zylinder aus geschorenem Biberpelz bedeckt, und auch die anderen körperlichen Mängel suchte er durch übertrieben elegante Kleidung wettzumachen: Sein Rock und seine Hose stammten gewiss aus einem hochmodischen Schneidersalon. So ausgestaffiert wirkte er neben seinem in einen schlichten Lodenanzug gekleideten Onkel wie ein gutgemästeter Pfau.

Auf dem hageren Gesicht des alten Herrn wechselten Ekel, Hass und Zorn in rascher Folge, doch das schien den Besucher wenig zu stören.

Ottokar von Trettin trat auf den Hausherrn zu und hielt ihm den vergoldeten Knauf seines Gehstocks unter die Nase, als wollte er ihm Schläge androhen. »Ich habe mit dir zu reden, Oheim!«

Obwohl er gedämpft sprach, verriet seine Stimme, dass nicht nur Lores Großvater seine Wut im Zaum halten musste.

»Was willst du denn noch von mir? Du hast mir mit Hilfe deiner guten Freunde bereits alles außer dieser erbärmlichen Hütte hier weggenommen. Oder sind die Kerle zur Einsicht gekommen und haben dir Gut Trettin wieder abgesprochen?«

»Das Gut gehört mir! Es war mein Recht, es dir abzufordern. Die Hausgesetze schreiben vor, dass Grundbesitz und Vermögen der Familie ungeschmälert als Majorat weitergegeben werden müssen. Statt dich danach zu richten, hast du alles verlottern lassen und damit mich, deinen Erben, um das bringen wollen, was mir von Rechts wegen zustand!« Ottokar von Trettins Stimme überschlug sich vor Erregung.

Zwar hatte er seinen Onkel vor zwei Monaten durch einen Gerichtsbeschluss von Gut Trettin vertrieben und den Besitz selbst übernommen, doch für ihn galt es noch einige Dinge zu klären.

Das Gesicht des alten Herrn verdüsterte sich, und er trat einen

Schritt auf den Gewehrschrank zu, in dem die geladene Flinte steckte. Doch dann ließ er die ausgestreckte Hand wieder sinken. Ottokars Tod konnte an der Situation nichts mehr ändern. Nach dessen Ableben würde das Gut Trettin nicht an ihn zurückfallen, sondern an dessen Frau und die ungezogenen Bengel übergehen. Außerdem wollte er seinen Namen nicht durch den Skandal beschmutzen, von der Polizei verhaftet und nach Königsberg oder gar nach Berlin geschleppt zu werden.

Da sein Onkel nicht antwortete, stieß Ottokar von Trettin seinen Stock auf den Boden. »Ich habe inzwischen die Bücher durchgesehen und entdeckt, dass deine Ausgaben in einem eklatanten Missverhältnis zu den eingetragenen Einnahmen stehen. Zudem ist das Gut massiv mit Hypotheken belastet. Es war tatsächlich höchste Zeit, dir die Verfügungsgewalt zu nehmen.«

»Gestohlen hast du es mir! Es war mein Eigentum und hätte es bis zu meinem Tod bleiben müssen«, brüllte Wolfhard von Trettin und gab sich keine Mühe, seine Abscheu gegen diese vollgefressene Kröte zu verbergen, die er den Majoratsregeln zufolge als seinen Erben ertragen musste.

Ottokar ballte die freie Hand zu Faust. »Ich glaube, du hast mich nicht verstanden, Onkel. Ich will wissen, wo das Geld hingekommen ist, das du eingenommen hast. Wenn Trettin richtig geführt wird, ist es eine Goldgrube!«

Der alte Freiherr machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich war nie ein Bauer, der die Ähren auf seinem Feld zählt, so wie du es anscheinend machst, und da mir ein Sohn versagt geblieben ist, hatte ich keinen Grund, jeden Taler herumzudrehen.«

Ottokar knirschte mit den Zähnen. »Du hast das Geld für deine Tochter und ihren lumpigen Ehemann beiseitegeschafft. Gib es doch zu! Doch es gehört zum Gut, und ich werde es mir zurückholen!«

»Viel Glück«, spottete der Alte. »Aber du darfst es mir schon

glauben: Ich habe stets auf großem Fuß gelebt und mir keinen Genuss versagt.«

Das konnte Ottokar nicht abstreiten. Der exzentrische Lebenswandel seines Onkels war seit Jahren in aller Munde, und nicht wenige der heimischen Honoratioren hatten ihre Erleichterung geäußert, dass die Lotterwirtschaft auf Trettin endlich ein Ende nehmen würde. Aber trotz aller Kapriolen des alten Herrn hätte nach seinem Dafürhalten deutlich mehr Geld auf den Konten des Gutes vorhanden sein müssen.

»Wenn das fehlende Geld nicht innerhalb dieses Monats an das Gut zurückfließt, werde ich dich verklagen, Onkel. Deine Tochter und ihre Bälger haben kein Anrecht darauf.«

»Du hast es doch nur auf das Jagdhaus und das Stückchen Wald abgesehen, das ich noch besitze! Aber selbst mit Hilfe deiner guten Freunde vom Gericht wird es dir nicht gelingen, es mir abzunehmen. Diesen Besitz hat mir mein Schwiegervater vererbt, also zählt er nicht zum Majorat.«

Obwohl er einen Stock in der Hand hielt, wich Ottokar von Trettin zurück, aus Angst, sein Onkel könne handgreiflich werden. Als dieser sich jedoch nicht rührte, schob er angriffslustig das Kinn nach vorne. »Du missverstehst mich absichtlich. Ich sprach nicht von dieser halbverfallenen Hütte und den paar Morgen Wald, die sich, mit Verlaub, in einem entsetzlichen Zustand befinden. Mir geht es um das Geld, das du heimlich beiseitegeschafft hast, um es deiner Tochter zuzustecken. Sie wird keinen Taler davon bekommen, das schwöre ich!«

»Du bist ein Narr, Ottokar, genauso wie dein Vater einer war. Um Geld zur Seite legen zu können, habe ich viel zu flott gelebt.« Wolfhard von Trettin war ruhig geworden und lachte seinem Neffen nun ins Gesicht. Dieser mahlte mit den Kiefern wie eine wiederkäuende Kuh und stieß dann einen gotteslästerlichen Fluch aus.

»Dann sehen wir uns vor Gericht wieder! Beklage dich aber nicht,

wenn dir der Richter auch noch das letzte Hemd nimmt. Schließlich hätte deine Tochter es auch anders haben können. Doch sie musste ja diesen lächerlichen Lehrer mir vorziehen. Der Kerl ist ein Hungerleider, der niemals auf einen grünen Zweig kommen wird!«

Sein Onkel erinnerte sich mit Grausen an die Zeit, in der Ottokar seine Leonore in einer Weise bedrängt hatte, dass er mehrmals hatte eingreifen müssen. Bis heute wusste er nicht, ob seine Tochter den Dorfschullehrer Claus Huppach wirklich geliebt oder sich ihm nur deswegen zugewandt hatte, um vor weiteren Nachstellungen ihres Vetters sicher zu sein. Leonore hatte sich dieses gutmütige Schaf von einem Mann ausgesucht und ihm weisgemacht, ihr ganzes Lebensglück hinge von dieser Verbindung ab. Da zu Wolfhards Verwunderung außer Ottokar kein Freier aus seinen Kreisen an ihn herangetreten war, hatte er schweren Herzens seine Zustimmung zu dieser Heirat gegeben.

Inzwischen hatte er sich mit seinem Schwiegersohn abgefunden und freute sich an der munteren Rasselbande, die im Lehrerhaus aufwuchs, auch wenn die Kinder in seiner Gegenwart so still wie Mäuschen wurden. Da von vorneherein klar gewesen war, dass Gut Trettin als Majorat an seinen widerwärtigen Neffen gehen würde, hatte er getan, was noch möglich gewesen war, um Leonore und seinen Enkelkindern auch nach seinem Tod ein gutes Leben zu bieten. Davon würde er sich auch durch Ottokars Drohungen nicht abhalten lassen.

Daher sah er mit einem spöttischen Lächeln auf seinen Neffen hinab. »Tu, was du nicht lassen kannst. Allerdings bezweifle ich, dass du Erfolg haben wirst.«

Ottokar stieß wütend die Luft aus der Lunge. »Ich weiß, dass du Geld hast! Immerhin hast du im letzten Jahr zweitausend Taler zum Fenster hinausgeworfen, um Fridolin vor dem Schuldgefängnis zu bewahren.«

»Es war das letzte Bargeld, über das ich verfügen konnte, und ich habe es lieber für Fridolin ausgegeben, als es irgendwann einmal dir zu überlassen.«

Der Spott in Wolfhard von Trettins Stimme ließ Ottokars Gesicht hochrot anlaufen. Er wollte dem Alten seine Wut ins Gesicht schreien, kannte seinen Onkel aber gut genug, um zu wissen, dass dieser nur darauf lauerte, ihm weitere boshafte Antworten zu geben. Daher bezähmte er sich, holte ein paarmal tief Luft und versuchte, dem Alten ruhig ins Gewissen zu reden.

»Du hättest die Scheine besser ins Feuer gesteckt, als sie für Fridolin zu vergeuden. Der Kerl ist bis ins Mark verderbt! Trotz seiner Jugend spielt er, säuft und treibt sich mit zweifelhaften Frauenzimmern herum. Er ist eine Schande für unsere Familie, und jeder Taler, den du für ihn ausgegeben hast, müsste dir in der Seele weh tun.«

»Ha! Ich habe in meiner Jugend ebenfalls gespielt, gesoffen und mich mit Weibern herumgetrieben. Und ich bereue das bis heute nicht.« Bei diesen Worten lachte Wolfhard von Trettin seinem Neffen ins Gesicht.

Ottokar wurde klar, dass er weder mit guten Worten noch mit Drohungen etwas erreichen konnte, und so schüttelte er wutschäumend seinen Stock gegen den alten Mann. »Du wirst noch von mir hören!«, brüllte er und verließ ohne ein Wort des Abschieds das Haus.

Wolfhard von Trettin schloss die Tür hinter ihm und sagte sich, dass es wirklich klüger gewesen war, Lore nach Hause zu schicken. Das Mädchen hätte sich wegen des Streites geängstigt und ihren Eltern davon erzählt. Doch es gab Dinge, die auch seine Tochter nicht zu wissen brauchte.

II.

Ottokar von Trettin bestieg schwungvoll seine Kutsche, ließ sich in die Polster fallen und klopfte mit dem Stock gegen das Dach. »Fahr los, Florin, und spare nicht mit der Peitsche. Ich will bald zu Hause sein.«

Während der Kutscher die Pferde antrieb und der Wagen Geschwindigkeit aufnahm, ließ Ottokar das Gespräch mit seinem Onkel Revue passieren und erkannte zu seinem Ärger, dass er gegen den alten Herrn erneut den Kürzeren gezogen hatte.

»Der soll mich kennenlernen! Vor Gericht werde ich ihm zeigen, wer hier das Sagen hat«, schwor er sich und drohte mit der Faust in die Richtung, in der das alte Jagdhaus stand.

Doch es war bereits außer Sicht, denn die Kutsche schoss, von den schnellen Pferden gezogen, über den von dichten Tannen gesäumten Forstweg, als sei dieser eine breite, gepflasterte Allee, und legte die halbe deutsche Meile bis zu der Straße nach Bladiau in kürzester Zeit zurück. Wenig später bog der Wagen bei dem Dorf Trettin zum gleichnamigen Gutshof ab. Inzwischen war es dunkel geworden, und der Kutscher wagte es nicht mehr, die Pferde zu sehr anzutreiben. Es mochten Äste oder andere Gegenstände auf der Straße liegen, über die ein Gaul stolpern und zu Schaden kommen konnte. Stieß den Tieren etwas zu, war er schuld, und es setzte ein Donnerwetter.

Kurz hinter dem Dorf kamen die schattenhaften Umrisse eines Hauses in Sicht. Ottokar starrte durch das offene Kutschenfenster auf das tief heruntergezogene Reetdach und knirschte mit den Zähnen. Es war das Lehrerhaus, in dem seine Base mit ihrer Familie lebte. Hinter den Fenstern war kein Funken Licht mehr zu erkennen. Die Bewohner waren wohl bereits zu Bett gegangen.

»Halt an!«, befahl Ottokar dem Kutscher, denn es würde ihm Ge-

nugtuung bereiten, Leonore Huppach und ihren vertrottelten Mann zu wecken und ihnen zu sagen, dass er seinen Onkel lieber im Gefängnis sehen wollte, als auf das ihm zustehende Vermögen zu verzichten. Vielleicht konnte er die beiden so einschüchtern, dass sie freiwillig bekannten, wo der Alte das unterschlagene Geld versteckt hielt. Wenn er sie ebenfalls vor Gericht zerrte und sie als Diebe verurteilen ließ, würden sie das Wohnrecht im Lehrerhaus verlieren und auf der Straße stehen, und das gebührte diesem Pack.

»Herr, die Kutsche steht«, meldete Florin missmutig, als sein Herr sich nicht rührte. Warum musste er ausgerechnet vor dem Lehrerhaus anhalten, in dem ohnehin keiner mehr wach war? In der Gutsküche wartete eine deftige Abendmahlzeit auf ihn, und die Pferde sehnten sich nach ihrer Futterkrippe im Stall.

Zu Florins Bedauern öffnete Ottokar von Trettin schließlich den Schlag und stieg aus. Er atmete ein paarmal tief durch, trat einige Schritte auf das reetgedeckte Haus zu und hob den Knauf seines Stockes, um gegen die Tür zu schlagen. Dabei überlegte er sich, was er sagen sollte, und zögerte. Würde er das Gesindel da drinnen zur Rede stellen, warnte er sie nur und gab ihnen die Möglichkeit, das Geld, das sein Onkel dem Gut entnommen hatte, verschwinden zu lassen. Nachdenklich schlenderte er bis zu dem kleinen Ziegenstall, der an das Wohnhaus angebaut war, und zog sein Zigarrenetui heraus. Während er sich eine Zigarre auswählte und sie anzündete, wuchs sein Ärger, weil an diesem Tag rein gar nichts so lief, wie er es gerne gesehen hätte.

Als das Schwefelhölzchen flatternd zu Boden fiel und erst nach ein paar Augenblicken erlosch, verzog Ottokar von Trettin seine Lippen zu einem zufriedenen Grinsen. Ganz ungestraft wollte er Leonore Huppach nicht davonkommen lassen. Daher ging er zum Heuschober hinüber, der nur wenige Schritte vom Wohnhaus entfernt stand, und öffnete die Tür. Der würzige Duft des Heus

schlug ihm entgegen, und er erinnerte sich, seine Cousine im letzten Herbst bei der Mahd beobachtet zu haben. Diese hatte genug Heu eingelagert, so dass ihre Ziegen bei den in diesem Landstrich unvermeidlichen Kälteeinbrüchen nicht auf die Weide getrieben und dort von den Kindern gehütet werden mussten. Den Vorteil würde er seiner Cousine in diesem Jahr versalzen, sagte er sich und lachte hämisch. Er blies auf die Zigarre, bis sie hell aufglühte, und warf sie in den Heuschober.

Noch während er sich umdrehte, um zu seiner Kutsche zurückzukehren, entzündete sich das trockene Heu in einer Stichflamme, und Sekunden später brannte der Schober lichterloh. Ottokar von Trettin wurde von der Wucht des Feuers überrascht und bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. So rasch, wie man es ihm bei seiner Körperfülle niemals zugetraut hätte, sprang er in die Kutsche und befahl dem Mann auf dem Bock, sofort weiterzufahren.

Florin gehorchte und ließ die Pferde antraben. Sein Herr steckte unterdessen den Kopf aus dem Kutschenfenster und starrte auf das Feuer, dessen Flammen jetzt schon höher schlugen als das Reetdach des Wohnhauses. Ein kühler Windstoß fegte über das Land und trieb die Funken des brennenden Heuschobers auf das Haus zu. Das Reetdach entzündete sich sofort, und die immer rascher hereinbrechenden Böen fachten das Feuer an, bis das ganze Haus einer hell lodernden Fackel glich.

Ein Teil seines Verstands sagte Ottokar von Trettin, dass er anhalten und seine Base wecken musste, damit sie und ihre Familie noch rechtzeitig aus dem brennenden Haus kamen. Er klopfte gegen das Kutschendach, um den entsprechenden Befehl zu geben, hörte sich stattdessen aber rufen: »Peitsche die Pferde, Florin! Ich will so schnell wie möglich nach Hause.«

III.

Lore stolperte durch den Wald und schimpfte mit sich selbst, weil sie die Abkürzung genommen hatte anstatt den längeren, aber in der Dunkelheit besser zu bewältigenden Forstweg. Zweimal war sie nun schon über eine Wurzel gestolpert, die sie in der Dunkelheit nicht gesehen hatte, und nun hatte sie sich auch noch den Saum ihres Kleides aufgerissen. Dabei handelte es sich um eines ihrer beiden guten Kleider, die sie nur dann anzog, wenn sie zu ihrem Großvater ging.

Früher hatte sie den alten Herrn regelmäßig im Gutshaus besucht, und auch nachdem er in das kleine, ganz aus Holz gebaute und schon etwas schäbige Jagdhaus gezogen war, das ihm als einzige von all seinen Liegenschaften noch gehörte, hatte sie mit dieser Gewohnheit nicht gebrochen. Allerdings lag es mitten in einem ausgedehnten Waldgebiet, das fast bis an das Dorf Trettin reichte und nur zu einem kleinen Teil zum Gutsbesitz gehörte. Ihre feinen Kleider waren dort ein wenig fehl am Platz, doch ihr Großvater bestand darauf, dass sie sich wie eine Dame von Stand kleidete und auch so benahm. Nun tat es ihr leid um das beschädigte Kleid, und sie hoffte, es so nähen zu können, dass man den Schaden nicht sah.

Für einen Augenblick dachte sie an die Frau des früheren Pastors, bei der sie nähen und sticken gelernt hatte. Bedauerlicherweise war die alte Frau nach dem Tod ihres Mannes nach Königsberg zu Tochter und Schwiegersohn gezogen. Den Kontakt zur Familie des neuen Pastors hatte der Großvater ihr verboten, weil der Geistliche vor dem neuen Gutsherrn auf Trettin liebedienerisch den Nacken beugte.

Ein weiterer Fehltritt und ein stechender Schmerz im Knöchel rissen Lore aus ihrem Sinnieren, und sie humpelte weiter. Wenn

sie nicht achtgab, verirrte sie sich noch in dem ausgedehnten Forst, der an manchen Stellen in Moor übergang. Zudem gab es noch ganz andere, reale Gefahren für ein Mädchen ihres Alters. An die Waldgeister, mit denen das Dienstmädchen ihres Großvaters ihr Angst einjagen wollte, glaubte sie jedoch nicht.

Als Lore den Stumpf einer im letzten Sommer vom Blitz getroffenen Buche entdeckte, atmete sie erleichtert auf. Sie war noch auf dem richtigen Weg. Kurz darauf wurde das Kronendach lichter, und sie konnte wieder den Boden zu ihren Füßen erkennen. Sie beschleunigte ihre Schritte trotz des schmerzenden Knöchels, denn sie hoffte, zu Hause könne noch jemand wach sein. Wahrscheinlicher war es, dass ihre Eltern und Geschwister bereits im Bett lagen. Sie hatte mehrere Tage bei ihrem Großvater bleiben sollen, und daher wartete niemand auf sie. Wieder einmal ärgerte sie sich, dass sie als Älteste von vier Geschwistern keinen Schlüssel besaß, so würde ihr nichts anderes übrigbleiben, als ihre Eltern zu wecken. Doch wie sollte sie ihnen ihr nächtliches Erscheinen erklären?, fragte sie sich. Ottokars Besuch bei dem alten Herrn musste sie verschweigen, um ihre Angehörigen nicht aufzuregen, und sie wollte auch nicht den Anschein erwecken, ihr Großvater hätte sie im Zorn nach Hause geschickt.

Noch während sie darüber nachsann, entdeckte sie vor sich einen hellen Lichtschein über dem Horizont und vernahm laute, panikerfüllte Stimmen. Angst drohte ihr die Luft abzuschneiden, und sie begann zu rennen. Nach kurzer Zeit traf sie auf die Straße und sah ihr Elternhaus vor sich – hell auflodernd wie ein riesiger Scheiterhaufen.

Menschen liefen gestikulierend hin und her oder schleppten Eimer, die sie am nahe gelegenen Bach füllten, um den Brand zu löschen. Doch die Hitze der hoch aufzüngelnden Flammen war so groß, dass das meiste Wasser verdampfte, bevor es das Dach oder die Fenster erreichte.

Lore taumelte näher und hielt nach ihren Eltern und ihren Geschwistern Ausschau, sah aber nur Dorfnachbarn um sich, die zum Lehrerhaus geeilt waren und nicht weniger verzweifelt wirkten als sie.

Eine Frau entdeckte sie und kreischte auf, als sähe sie ein Gespenst vor sich. Dann aber blickte sie zum Wald hinüber, in dem, ein gutes Stück entfernt, das Jagdhaus des alten Trettin lag. »Du warst wohl wieder bei deinem Großvater.«

Das Mädchen nickte und deutete auf das Haus, dessen Dach nun in einer Wolke aufstiegender Funken einbrach. »Mama und Papa! Wo sind sie? Und wo ...?« Das Gesicht der Frau aus dem Kolonialwarenladen verriet ihr genug.

Ein Mann kam auf sie zu, fasste sie um die Schultern und drückte sie an sich. Lore blickte auf und erkannte den alten Kord, den ehemaligen Vorarbeiter auf Gut Trettin, der von dem neuen Herrn wegen seiner Treue zu ihrem Großvater entlassen worden war. Die hoch auflodernden Flammen beleuchteten ein vor Entsetzen verzerrtes Gesicht.

»Bete zu Gott, mein Kind! Das ist das Einzige, was du noch tun kannst. Es ist keinem von deinen Angehörigen gelungen, das Haus zu verlassen.«

»Nein! Nein! O Gott! So grausam kannst du doch nicht sein!« Lore riss sich los und stolperte auf das brennende Gebäude zu.

Sofort packten einige Leute sie und zerrten sie zurück.

»Du kannst ihnen nicht mehr helfen, Kind!«, beschwor Kord sie.

»Danke Gott, denn er hat an dir ein Wunder getan, Lore!«, sagte die Ladenbesitzerin. »Zwar nahm er dir deine Eltern und Geschwister, aber er ließ dich am Leben.«

»Ich wollte, ich wäre tot!«, brach es aus Lore heraus.

Die alte Miene, deren Kate dem Lehrerhaus am nächsten lag, murmelte etwas vor sich hin. Zwar verstand Kord nur ein paar Wortfetzen, doch es riss ihn wie ein Peitschenschlag herum.

»Sag das noch einmal, Miene!«

»Die Tochter des alten Trettin und ihre Familie könnten noch leben. Als das Feuer aufloderte, habe ich zum Fenster hinausgeschaut und gesehen, wie der neue Gutsherr am Lehrerhaus vorbeigefahren ist. Er hätte nur anhalten und rufen müssen, dann wären sie gerettet worden. Ich bin zwar noch zum Lehrerhaus gelaufen und habe geschrien, so laut ich konnte, aber es war zu spät.«

»Das ist doch dummes Geschwätz! Behaupte so etwas nicht noch einmal, du alte Hexe!«, klang eine harte Stimme auf.

Die Leute drehten sich erschrocken um, sahen den Pastor auf die Brandstelle zukommen und wichen zurück. Niemand von ihnen mochte den Mann. Sein Vorgänger war von echtem Schrot und Korn gewesen und hatte mit den Menschen geredet, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Der neue Pfarrer hingegen sprach nur Schriftdeutsch und versuchte nicht einmal, auf den Dialekt der Landbevölkerung einzugehen. Außerdem war er gut Freund mit dem neuen Herrn auf Trettin, und der hatte sich in den zwei Monaten, in denen er das Gut besaß, wie Kaiser Wilhelm persönlich aufgeführt und sich bei fast allen von ihm abhängigen Bauern und Dienstboten verhasst gemacht.

Der Anblick niederbrechender Balken und der aufstiebenden Funken erinnerte den Pastor daran, dass es hier mehr zu tun gab, als den neuen Gutsherrn zu verteidigen.

»Was ist geschehen?«, fragte er Kord.

Der alte Mann wies mit der rechten Hand auf das Feuer. »Gebrannt hat es, und die Leute vom Lehrerhaus sind bis auf die Lore mausetot.«

Der Blick des Pastors wanderte über die Menschen, bis er auf dem Mädchen haftenblieb. Dann trat er auf sie zu und zitierte einen frommen Spruch. Die Worte rauschten an Lore vorbei, die wie zur Salzsäule erstarrt dastand, und die Umstehenden machten hinter dem Rücken des Pastors verächtliche Gesten. Zu sagen wagte je-

doch niemand etwas, denn neben dem Gutsherrn war der Pastor der mächtigste Mann im Kirchspiel, und sie hatten bereits bitterlich erfahren, dass er unbedachte Aussprüche an Ottokar von Trettin weitertrug.

Auch die alte Miene zog jetzt den Kopf ein. Wenn der Pastor dem Gutsherrn steckte, was sie vorhin gesagt hatte, würde dieser sie aus ihrer Kate jagen lassen. Dann blieb ihr nur noch das Armenhaus, und in das ging keiner freiwillig.

Als die Dorfbewohner sahen, dass sie nichts mehr retten konnten, wandten sie den Resten des niedergebrannten Hauses den Rücken zu und schlurften zu ihren Hütten zurück. Kord blieb noch stehen, weil er nicht wusste, was mit Lore geschehen sollte. In diesem Zustand konnte das Mädchen unmöglich allein zum alten Jagdhaus laufen.

Der Pastor nahm ihm die Entscheidung ab, indem er Lore zu sich winkte. »Du bleibst diese Nacht bei mir, und morgen bringe ich dich dann zum Gutshof.«

Lore, der erst nach und nach bewusst wurde, was sie in dieser Nacht verloren hatte, nahm unter der Wucht der Verzweiflung und ihres Schmerzes, die sie innerlich auffraßen, kaum etwas von ihrer Umgebung wahr. Das Wort Gutshof aber drang in ihr Bewusstsein, und sie riss abwehrend die Hände hoch. »Dorthin gehe ich nicht! Mit dem neuen Herrn auf Trettin habe ich nichts zu tun.«

»Da hat das Mädchen recht, Herr Pastor«, stimmte Kord ihr zu. »Wenn es nach dem Tod der Eltern jemanden gibt, der sich um Lore kümmert, dann ist es ihr Großvater.«

Dagegen konnte auch der Pastor nichts einwenden. »Also gut, dann werde ich Lore morgen früh zum alten Herrn von Trettin bringen«, erklärte er, obwohl es ihn nicht gerade danach drängte, dem ehemaligen Gutsherrn zu begegnen. Dieser nahm im Gespräch mit ihm kein Blatt vor den Mund und warf ihm dieselben rüden Flüche an den Kopf wie einem Stallknecht.

Kord überlegte derweil, ob er seinen alten Herrn aufsuchen und ihm von dem Unglück berichten sollte. Doch schon nach wenigen Schritten blieb er stehen. Dieser Aufgabe fühlte er sich wahrlich nicht gewachsen, und er sagte sich, dass der Pastor als studierter Mann sicher bessere Worte finden würde als er.

IV.

Die Nacht verbrachte Lore in einem Gästezimmer des Pastorenhauses, doch sie hätte am nächsten Morgen nicht zu sagen vermocht, ob sie nun geschlafen hatte oder nicht. Von der Frau des Pastors hatte sie ein viel zu weites Nachthemd erhalten, das wie ein Sack an ihr herabhing und am Boden schleifte. Am Morgen brachte ihr das Dienstmädchen Waschwasser und ihr ausgebüstetes Kleid, dessen Riss mit ein paar groben Stichen zusammengeheftet worden war.

»Du solltest dich beeilen, denn der Herr Pastor will gleich mit dir zu deinem Großvater fahren. Das Frühstück steht bereits auf dem Tisch«, drängte die junge Frau.

Frühstück war etwas, das für Lore zu einem anderen Leben zu gehören schien. Ihr Magen lag wie ein harter Klumpen in ihrem Bauch, und sie verspürte weder Hunger noch Durst. Vor ihren Augen sah sie nur die Flammenhölle, die einst ihr Heim gewesen war, und sie fragte sich wieder und wieder, wieso es ihren Eltern und Geschwistern nicht gelungen war, vor dem Feuer ins Freie zu fliehen.

Dabei kam ihr der Ausspruch der alten Miene in den Sinn, der neue Herr auf Trettin hätte ihre Familie vor dem Schlimmsten bewahren können. Warum war er einfach vorbeigefahren? Das

schien unbegreiflich. Auch wenn er mit ihrem Großvater verfeindet war, hätte die Menschlichkeit es doch verlangt, anzuhalten und die Bewohner vor dem Feuer zu warnen. Vielleicht, sagte sie sich, hatte Ottokar nach seinem Besuch bei ihrem Großvater vor Ärger nicht auf seine Umgebung geachtet und daher das brennende Haus übersehen. Doch so richtig mochte sie daran nicht glauben. Zumindest Florin auf dem Kutschbock hätte das Feuer bemerken und seinen Herrn darauf aufmerksam machen müssen. Also war ihr Verwandter absichtlich weitergefahren.

»Lore! Trödle nicht, sondern komm endlich zu Tisch«, hörte sie die Stimme der Pastorin ins Zimmer schallen, als sei sie kein Gast, sondern eine faule Magd.

Sie krümmte sich unter dem Tonfall wie unter einem Hieb, wusch sich mit dem kalten Wasser rasch Hände und Gesicht, flocht ihre aufgelösten Zöpfe neu und schlüpfte in ihr Kleid. Als sie wenig später das Speisezimmer betrat, stand der Pastor bereits an der Tür und sprach mit seinem Kutscher. Bei Lores Anblick drehte er sich herum.

»Iss rasch etwas! Ich will gleich losfahren.«

Lore schüttelte schauernd den Kopf. »Ich kann nichts essen, Herr Pastor.«

Die Pastorin, die noch am Tisch saß und dem Dienstmädchen zusah, das ihre beiden Kinder fütterte, krauste die Stirn. »Unsinn! Essen hält Leib und Seele zusammen und vertreibt den Schmerz.«

So fett, wie du aussiehst, hast du schon viele Schmerzen vertrieben, fuhr es Lore durch den Kopf. Bereits in der Nacht hatte die Frau keinen Hehl daraus gemacht, dass sie den Brand des Lehrhauses als ein Zeichen Gottes ansah, der die Feinde des neuen Gutsherrn mit seinem Zorn strafe. Daher war ihre Beileidsbekundung arg knapp und ohne jedes Mitgefühl ausgefallen. Lore biss sich auf die Lippen, um der Frau nicht ins Gesicht zu schreien, was sie von ihr hielt, und warf einen kurzen Blick auf das opulente

Frühstück, das aus hellem Brot, goldgelb glänzender Butter, einem großen Stück Käse und einer fettigen Leberwurst bestand, und fühlte, wie es in ihrer Kehle würgte.

Rasch wandte sie dem Tisch den Rücken zu und sah den Pastor an. »Ich möchte zu meinem Großvater.«

Der Pastor brummte etwas, das so klang, als wolle er sie überreden, sich doch ins Gutshaus bringen zu lassen. Aber nach einem Blick auf ihre Miene nickte er nur. »Gut. Fahren wir!«

Er winkte ihr, ihm zu folgen, und verließ das Haus. Es war wie alle anderen im Ort mit Reet gedeckt, aber größer als das Lehrerhaus und sehr viel besser eingerichtet. Hier konnte jeder sofort erkennen, dass der Pastor an Wichtigkeit gleich nach dem Gutsherrn kam, und der Mann trat entsprechend selbstbewusst auf. Als der Kutscher den Landauer durch das Dorf lenkte, nahmen die einfachen Knechte und Arbeiter die Mützen vom Kopf, und die meisten Frauen knicksten. Der Blick des Pastors glitt jedoch über die Leute hinweg, und seine Mundwinkel zogen sich verächtlich herab.

Obwohl der Schmerz um ihre Familie in ihr tobte, ärgerte Lore sich über die Gutsherrenallüren des Seelsorgers. Sein Vorgänger hatte für jedermann ein gutes Wort gehabt und offene Ohren für die Sorgen der Leute. Der neue Geistliche aber schien die Arbeiter und Knechte nicht einmal als Menschen anzusehen. Auch für sie hatte er kein Wort des Trostes gefunden, sondern sie nur wiederholt aufgefordert, sich doch besser in die Obhut Ottokar von Trettins und Malwines zu begeben, als zu ihrem Großvater zu gehen. Daher war sie froh, als das Gefährt auf den Forstweg zwischen den hohen Tannen einbog und der Brandgeruch, der immer noch in der Luft zu liegen schien, dem Duft des Harzes wich. Doch in Sicherheit fühlte sie sich erst, als sie das Jagdhaus vor sich auftauchen sah.

Wolfhard Nikolaus von Trettin hörte den näher kommenden Wa-

gen, trat vor die Tür und runzelte beim Anblick des ihm verhassten Pastors die Stirn. Noch mehr wunderte er sich jedoch, seine Enkelin auf dessen Wagen zu sehen. Das Mädchen war bleich wie ein Leinentuch, und ihr Blick erinnerte ihn an eine sterbende Hirschkuh. Sofort war ihm klar, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste.

Der Pastor ließ seinen Kutscher anhalten und stieg aus, ohne sich um Lore zu kümmern. »Gott zum Gruß, Herr von Trettin!«

»Guten Tag, Pastor«, antwortete dieser mit der ganzen Arroganz eines ostpreußischen Junkers und verschränkte die Arme vor der Brust.

Der Pastor beschloss, die Unhöflichkeit des alten Mannes zu übergehen, und setzte eine wohlwollende Miene auf. »Mein lieber Trettin, ich bedaure sehr, heute hier stehen und Ihnen eine schlechte Nachricht überbringen zu müssen. Es hat Gott, dem Allmächtigen, gefallen, Ihre Tochter, Ihren Schwiegersohn und alle Enkel bis auf dieses Mädchen hier zu sich zu nehmen.«

Lores Großvater stand einen Augenblick lang wie erstarrt, dann packte er den Pastor mit einem harten Griff. »Was sagst du da, du Kretin?«

»Mama, Papa, Wolfi, Willi und Ännchen sind tot! Es gab ein Feuer, und sie sind ...« Lores Stimme klang dünn und versagte ihr schon bald den Dienst.

Wolfhard von Trettin stieß einen Schrei aus, der nichts Menschliches an sich hatte. »Mein Kind, meine Enkel tot? Und dieser Pfaffe sagt auch noch, es hat Gott so gefallen?«

»Versündigen Sie sich nicht!«, rief der Pastor mahnend. »Gottes Ratschluss ist unergründlich und kann von uns Menschen nicht begriffen werden. Wer weiß, welche Sünden Ihres Geschlechts durch dieses Feuer gesühnt wurden.«

Der Blick, mit dem er Lores Großvater maß, ließ keinen Zweifel daran, wem der Pastor diese Sünden zuschrieb.

Der alte Freiherr spürte, wie die Wut auf den Kirchenmann ihm das Blut in den Kopf steigen ließ und für den Augenblick selbst die Trauer um Tochter, Schwiegersohn und Enkel verdrängte. »Was ist das für ein Gott, von dem du sprichst? Ein gerechter Gott lässt nicht unschuldige Frauen und Kinder für die Sünden anderer im Feuer umkommen! Keiner meiner Enkel hat je eine größere Untat begangen, als zu Weihnachten heimlich ein Plätzchen zu essen! Warum also hätte Gott sie zu sich nehmen sollen? Es gibt genug arge Sünder im Land, die ein behagliches Leben führen, obwohl sie den Schlund der Hölle verdient hätten!« Wolfhard von Trettins Blick glitt dabei in die Richtung, in der sein verlorener Gutshof lag.

Der Pastor legte ihm besänftigend die Hand auf die Schulter. »Nehmen Sie es als Mahnung des Himmels, Herr von Trettin, und reichen Sie Ihrem Erben die Hand zur Versöhnung. Dann wird Gott es Ihnen danken.«

Der Alte fuhr wie von der Tarantel gestochen herum und starrte den Pastor an, als habe dieser den Verstand verloren. »Was soll ich? Den Räuber meines Eigentums an mein Herz drücken? Das kann nicht einmal Gott von mir verlangen!«

»Der neue Herr auf Trettin hätte alle retten können. Aber er ist an dem brennenden Haus vorbeigefahren, ohne sie zu wecken und zu warnen.« Erst als das Gesicht ihres Großvaters auf einen Schlag schneeweiß wurde, begriff Lore, dass sie ihre Gedanken laut ausgesprochen hatte.

Der Pastor warf ihr einen verächtlichen Blick zu. »Hören Sie nicht auf das dumme Mädchen, Herr von Trettin! Ihre Enkelin wiederholt nur das haltlose Geschwätz einer verrückten alten Frau. Wäre der Gutsherr tatsächlich am Lehrerhaus vorbeigekommen, hätte er selbstverständlich angehalten und die Leute herausgerufen.«

Wolfhard von Trettin dachte an den Besuch seines Neffen, der am Vorabend bei Anbruch der Dunkelheit vom Jagdhaus weggefah-

ren war. Dann warf er einen traurigen Blick auf Lore, die zu Fuß unterwegs gewesen war und das Lehrerhaus erst erreicht haben konnte, als es bereits in Flammen stand, und lachte mit einem Mal grässlich auf.

»Du bist kein Pfarrer, sondern ein Diener dieses Teufels, der sich auf meinem Gut eingeschlichen und es mir weggenommen hat! Das Kind sagt die Wahrheit! Mein Neffe ist letzte Nacht am Haus meiner Tochter vorbeigefahren, ohne sie zu warnen, und damit ist er an ihrem Tod und dem der anderen ebenso schuld, als hätte er sie eigenhändig ermordet.«

Der Pastor bedachte den alten Herrn mit einem missbilligenden Blick. »Jetzt mäßigen Sie sich! Es ist eine Sünde, einen geachteten Mann so zu beschuldigen.«

Mit einem wüsten Fluch ballte Wolfhard von Trettin die Fäuste und ging auf den Pastor los. Dieser wich zurück und sprang fluchtartig in seinen Wagen.

»Fahr los!«, herrschte er den Kutscher an. Der Mann schien den Zorn des alten Freiherrn ebenso zu fürchten wie sein Herr, denn er trieb die Pferde so stark an, dass der Wagen wie ein Ball über den unebenen Platz vor der Jagdhütte hüpfte. Gekränkt hockte der Pastor auf der gepolsterten Bank im Fond und drehte sich nicht mehr nach dem alten Herrn um. Hinter ihm erscholl noch ein zornerfüllter Fluch, der mitten im Wort erstarb und einer Stille Platz machte, die nur vom Rauschen des Windes in den Zweigen durchbrochen wurde.